

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 21

Artikel: Der Föhn
Autor: Hohl, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

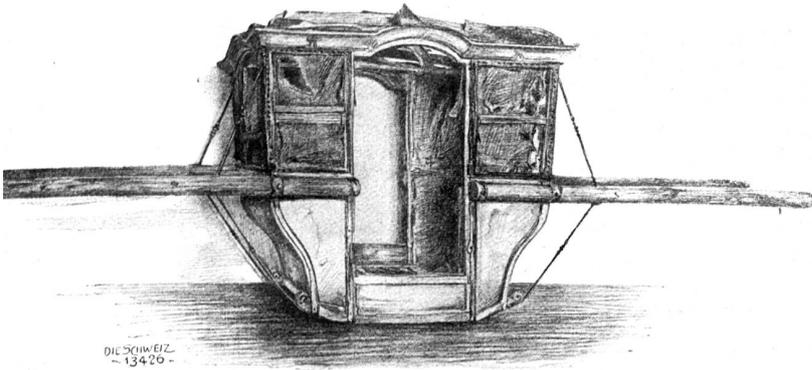
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE SCHWIZ
- 13429 -

Schweiz. Landesmuseum: Mankier-Sänfte aus dem Kanton Graubünden, 18. Jahrhundert. Originalzeichnung von E. v. Wyß, Zürich.

Beispiel den Pflanzenstudien im Botanischen Garten) geholt hat, was natürlich viel mehr bildenden und künstlerischen Wert besitzt, als die geist- und stillose Nachahmung von Prachtstücken (des Ripplingen Wilhelm Tell z. B. auf Schmuckschälchen! etc.). Wie oft muß man sich über solche Dinge ärgern! — Für dies schöne und dankbare Gebiet ist an Stelle der zurücktretenden Frä. Pestalozzi eine neue vielversprechende Lehrkraft gewonnen worden: Fräulein Ella Wetter, der von ihrem Lehrer, dem Vor-

kämpfer des modernen Kunstgewerbes und der neuen Naturmotive, Berlepsch in München, ein „unverkennbares Talent für eigenartige Flächenbelebung, getragen von persönlicher Auffassung“ zugespochen wird.

Durch seinen engen Zusammenhang mit dem Leben gewinnt gerade dies Fach eine besondere Wichtigkeit, wie dies ja die ersten Künstler der Gegenwart erkennen, indem manche ein gut Teil ihrer Kraft dafür einlegen. Handelt es sich doch auch um nichts Geringeres, als den ästhetischen Sinn des Volkes, die Grundlage, den Resonanzboden aller Kunst, dadurch neu zu beleben, daß man ein Schimmerchen Schönheit auch von den einfachsten Gebrauchsgegenständen ausstrahlen läßt. Die Natur selbst weiß ja auch ein Giskriställchen, eine Grasblüte, ein Spinnennetz, ebenso zweckmäßig als reizvoll auszugestalten. Das mögen unsere Kunstschülerinnen bei ihr lernen in immer tieferem Verstehen und Nachfühlen der herrlichen Götischen Worte:

Sieh, so ist Natur ein Buch lebendig,
Unverstanden, doch nicht unverständlich.
Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär,
Allen Sonnenschein und alle Räume,
Alles Meerestad und alle Träume
In dein Herz zu sammeln mit einander . . .
Nicht in Rom, in Magna Græcia,
Dir im Herzen ist die Sonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt!

Der Föhn.

Plauderei aus den Glarnerbergen.

Von Arnold Hohl, Retstal.

Ihr kennt ihn nicht, ihr Menschen der Niederungen und flachen Länder, diesen urgewaltigen, wilden Gesellen, der im Frühjahr in bodenlosem Uebermut brüllend durch die Alpenthäler zieht. Er steigt von den Bergen hernieder, weit ausholend mit seinem wuchtigen Schritt und geht durch das Land so prozig und gewaltthätig, so herausfordernd, wie der breitbrüstige Bauernbursch, der die Daumen unter den Hosenträgern, jolend, die Dorfstraße hinunter schreitet und jeden anstößt mit der Schulter, wo er's mit ihm aufnehmen will. So kommt der Föhn durch das Thal hinaus und bindet mit jedem Dörflein an, mit jedem Dach und Fach, das ihm im Wege steht oder das er erst aufsuchen muß auf seitlichem Hügel oder abgelegenen Rain. Da aber, die großen, breiten Bergmauern, die ihm auf seinen Seitensprüngen in die Quere kommen, die können's ihm nicht; da pufft und stößt er vergebens an, die wanken und weichen nicht. Da wird er denn eitel Zorn und Galle, faucht und tobt und wird warm und heiß vor Aerger und läßt den aus am harmlosen Dorf, das ängstlich an des mächtigen Berges Fuß sich schmiegt. Kaum ein Haus kommt ihm ungeschoren weg. An meinem festgeklemmten Fensterladen giebt er einfach nicht nach, duzendmale setzt er an, bis er immer stärker klappert, und er ihn endlich nach einem letzten, rechten Ruck losreißt aus Angeln und Haken und hohnlachend zur Erde schmettert. Dort das breite Vordach reizt ihn auch, und er stemmt sich darunter breit und voll, und krach — fliegt's auf das Feld, und der Mistethäter jubelt und kichert und jagt auf und davon. Er hat aber nicht genug, ohne Gefühl und Erbarmen treibt er seinen Uebermut. Im niedrigen Häuschen wohnt das alte Gretchen. Fest ragt noch das Kamin, aber den lockeren Blechdeckel desselben hat der Freche erpäßt. Ha, da hat er leichte Arbeit; nur halb voll die Vaden, das genügt, und der Deckel hebt sich, überschlägt und segt durch die Luft in den nahen Bach, der ihn fortshawemmt auf Nimmerwiedersehen. Jenem Föhn hätte sie den Spitznamen zu verdanken, den sie noch für ihre letzten Lebenstage zu ihrem großen Aerger bekam. Sie hatte nämlich jenes Mal kein Geld, ihr Kamin neu decken zu lassen; aber auch der Schnee und Regen durch dasselbe hinunter konnte ihr nicht behagen: Das Holz wollte nicht mehr brennen und ihr Witwenstübchen nicht mehr warm werden. Doch sie ist eine praktische, unternehmende Frau. Droben auf der Diele steht in einer Ecke ein wahrhafter Regenschirm aus Großvaters Zeiten,

und den bringt sie in einer Regennacht an auf dem Kamin ihres niedrigen Daches und der Morgen sieht den Rauchfang mit dem aufgepannten Regenschirm wohl überdeckt. Sie aber will jetzt nachholen das gesparte Holz und heizt wacker. Die Funken knistern fröhlich durch das trocken gewordene Kamin, tanzen und spielen unter dem ungewohnten Dach, necken und kosen das altersmürbe Regenschirmtuch, bis mit einem Mal alles in einer lustigen Flamme im Feuer aufgeht und leuchtend den Rauchfang frönt. Junges und altes Volk hat alles gesehen und gelacht und gespottet und hinfort, wenn z. B. unsere gute Alte des Weges daherkam, einander zugerannt, aber doch so laut, daß sie's noch hörte: „Zueg, s' Schämideckeli chunt!“ Diesen Spitznamen hatte sie also im letzten Grund dem Föhn zu verdanken gehabt. — Ja, der ist und bleibt zum mindesten ein Kobold. Alles wirbelt er unter einander, segt's in die Lüfte, scheucht's hin und her, kommt von dieser Seite, kommt von jener, bläst hinter'm Haus, bläst vor dem Haus, faucht thalein, faucht thalaus ganz unberechenbar in seinem wilden Uebermut. Und doch scheint der Burche eine gewisse Regel zu haben; denn jedesmal, wenn er umgeht, segt er genau an der gleichen Stelle in der Nähe meines Zaunsockels den aus allen Winkeln und Schlüpfen zusammengesegten Plunder an Laub, Papierstücken, Holzspänen, Tuchsegen, Strohhalmen etc. ab. Ja, manchmal kann er auch wohlberechnete, feine Streiche verüben. Oder sind's nicht solche, wenn er diesmal einem eingekleideten Jungesellen und Weiberfeind von irgend einem Wäscheleile her ein zierliches, zartgefälteltes Frauenhäubchen durch das offene Fenster in's Zimmer weht, — oder wenn er ein ander Mal in ganz tückischer Weise dem Festredner auf dem Näfeller Schlachtfeld, wo alljährlich im April die Gedentfeier stattfindet, plötzlich das bitternötige Manuskript aus der Hand reißt und in tollem Wirbel durch die Lüfte verträgt!

So ist der Föhn ein Schalk und Nichtsnug. Ja, den einen Augenblick; den andern aber ein Ungeheuer, ein riesenhafter, unheimlicher Dämon, von dem man nicht weiß, wessen man sich von ihm zu versehen hat. Da ich als kleiner Knabe noch in einem sechspuligen Städtlein des flachen Landes wohnte, war das allemal meine Angst bei jedem harmlosen Wind, der anhub: wenn er nur nicht unser Haus umwirft. Wie hätte ich da wohl gezittert, wenn ich in den Glarner Bergen zu Hause gewesen wäre und die Stöße des Föhns kennen gelernt hätte! Gezittert? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Oder doch nur die ersten Male. Die



Schweizerisches Landesmuseum: Gotische Hausthüre aus dem Hause der Familie Supersax in Elten. Anfang 16. Jahrhundert. Originalzeichnung von Sophie v. Wob, Zürich.

Kinder hier oben fürchten den Föhn ja auch nicht besonders, und, während er tost und brüllt schaurige Nächte lang, schlafen sie ganz ruhig und friedlich und lassen die Alten wachen beim flackernden Licht und auch — heimlich beten, daß der treue Herrgott doch ja bewahren möge vor schrecklicher Feuersnot. Gewiß, wenn wir Dörfler, wir Bewohner der Alpenthäler, durch welche der Föhn braust, gemeinhin als Frömmster gelten, als die Städte, wir haben Ursache, es wirklich zu sein; denn wie manches Mal müssen wir gegenüber dieser ungeheuren Naturgewalt unsere Ohnmacht fühlen, müssen es ahnend innerwerden: wenn die losbricht in ein unbehütet Feuerchen hinein, dann wehe dem Haus, wehe dem Dorf, wehe dem stolzesten Bau, der noch so sehr allem Feuer zu trotzen schien! Dieser warme Wind saugt alle andere Hitze in sich auf und, blühschnell dahingetragen durch die Lüfte, entzündet er oft ohne Glut und Flammen die fernsten Firne und Häuser und brennt sie nieder so sauber und radikal, daß nachher die Brandstätte nicht ruhig und verfolgt drein steht, sondern weiß, blank ausgeglüht von der furchtbaren Hitze. Massive Mauern sah man brennen, nicht lichterloh, aber in jener zitternden, stimmernden, Sauerstoffgetränkten Glut, die auch das festeste Gestein in mürbe Asche legt. In satanischer Lust fährt der Föhn auf das prasselnde Feuer los, schlägt hinein mit tausenden Armen, schleudert's in die Lüfte und bläst die brennenden Trümmer bergeshoch und stundenweit in's Thal hinaus. Da ist Menschenmacht so klein und Menschenwehr nur ein armselig Narrenwerk. Duzende von knatternden Wasserstrahlen äßt da nur der heiße, saufende Wind und zerbläst sie im Nu in die kleinsten Atome und löst sie auf in Gas und Glut. So treibt er seinen Spott mit diesem einen Element, dem Wasser, und nißt es noch für sich selber aus. Schwieriger schon für ihn, heißt es, seien zwei der alten Grundstoffe zujamen, Wasser und Erde. Mit dem Teig davon, den man auf die bedrohten Stellen warf, habe man schon am wirksamsten dem Föhnfeuer gewehrt. Nicht unwesentlich

erschwert natürlich auch eine größere Ausbreitung desselben die harte Bedachung, die hierorts überall und strikte durchgeführt ist. Was aber am meisten in des Menschen Hand liegt, das ist, wie bei allen Schäden, die Vorbeugung, die Verhütung eines solchen Föhnbrandes. Und darin nimmt man's hier zu Lande ernst und streng genug. Hebt ein Föhnsturm an, so treten sofort die zahlreichen Verordnungen in Kraft, welche die Obrigkeit für die Zeit des herrschenden Föhns zum Schutz vor Feuersbrünsten aufgestellt hat. Die ganze Nacht hindurch sind die Spritzenhäuser geöffnet und beleuchtet und werden die Löschgerätschaften zu sofortiger Verwendung bereit gehalten. Tag und Nacht patrouillieren, regelmäßig abgelöst, Abteilungen der aus der Bürgererschaft ausgehobenen Föhnwacht durch die Straßen der Dörfer und haben Acht auf jeden verdächtigen Rauch, jedes unbewachte Licht des Nachts, jeden Uebertreter der Föhnverordnungen. Da seufzt dann der Bäcker: „Nun darf ich nicht backen und muß meine Kunden hungern lassen;“ da jammert die Hausfrau: „Nun darf ich mein Fleisch nicht kochen, darf meine Wäsche nicht siedeln;“ da klagt der alte Großvater: „Nun darf ich nicht heizen, den Ofen zu wärmen und an ihm meinen Leib;“ da flucht der müßige Hummler: „Nun kommt mir die Halbbaugenziarre auf einen Thaler zu stehen, weil ich sie die Dorfstraße hinunter geraucht und das lumpige Verbot nicht geachtet habe.“ Der fann sich indessen mit jenem würdigen Pfarrhern trösten, der auch einmal, nachdem er frisch in die Gemeinde eingezogen war, aber vergessen hatte, die ihm eingehändigte Feuerpolizeiordnung zu studieren, eine solch teure Zigarre geraucht hatte. — Die Handhabung dieser Vorschriften fällt den bestellten Organen nicht schwer, da die Bevölkerung als ganze ihnen dabei hilft; denn sie hat Respekt vor diesem unheimlichen Sturmgejellen, dem Föhn, und noch zu lebendig haftet in ihrer Erinnerung, trotzdem Jahrzehnte verstrichen sind, das schaurige Bild der Brandnacht von Glarus, wo die ragenden Berge standen in dunkelroter Glut vom Fuß bis zum Scheitel, wo Föhn und Gloden mit einander um die Wette wimmerten, klagten, heulten, wo hinter dem vorgelagerten Hügelzug dort die Feuergerben aufloderten, eine nach der andern, und der Wind in sie hinein fuhr und die glühenden Lehren säte in's Thal hinaus, wo jene schrecklichen, heißen Luftfluten daherbrausten mit elementarer Wucht, und alles, alles bebte und zitterte für das eigene und anderer Hab und Gut, rannte und jagte für die eigene und anderer Hilfe, flehte und betete für die eigene und anderer Rettung und Verschonung.

So legt der Föhn je und je die Menschen in die Fesseln der Angst und Sorge, aber auch in die — der staunenden Bewunderung. Ich weiß nichts Grandioseres, als so eine Föhnwacht hier am Fuß eines Berges, der wie eine riesige, gegen 2000 Meter hohe Felsenmauer, senkrecht aufsteigend, hinter dem Dorfe steht. Hell ist die Nacht, der leuchtende Mond steht am klaren Himmel, und dabei dieses Summen, Sausen, dieses Klagen, Wimmern, dieses Singen und Klingen in allen Tönen, dieses Mänschen und Brüllen und Tosen — da, plötzlich alles still, mit einem Mal alles stumm ringsumher! — Ich lausche mit gespanntem Atem, und jetzt hör' ich's wieder, hoch über mir. Dort oben die Felswände entlang, in die Mulden hinein und hinaus jagt der entfesselte Luftstrom, und nun tönt's herunter über die mondbeschieneenen, hellen Zacken, Pfeiler und Kanten so schaurig schön in feierlichen, dunklen Akkorden, und mir ist, wenn ich so zum lichten Berg aufblicke, ich schaue eine Riesengorgel mit ihren gewaltigen Pfeifen und vernehme noch die letzten, ersterbenden Töne einer düstern Mollsymphonie, die Meister Föhn auf ihr gespielt.

Man sieht, der Föhn ist ein ganzer Mann, er thut nichts nur halb. Er ist ein ungeschwächtes, urgewaltiges Naturkind, das in seiner elementaren Kraft skrupellos das Schwache niedertritt und kurzen Prozeß mit ihm macht, das aus allem Kampf siegreich hervorgeht und als das Stärkste das Feld behauptet. „Ein prächtiger Typus von Nietzsches Uebermenschen,“ denkt da vielleicht einer, „diese rücksichtslose, unbändige Stärke!“ Gewiß, so wär's, mein Lieber, wenn der Föhn nicht noch eine andere Haupteigenschaft hätte, von der ich dir noch sagen will. Schau, wohl bewundern wir den Föhn und können zittern vor ihm, aber doch ist es immer wie Freude, die ihn empfängt hier im Thal, wenn er im Frühling von den Bergen niedersteigt. Und warum das? Er ist eben das Urbild der Liebe, aller Liebe, der sinnlich-natürlichen, der helfenden, der suchenden Liebe. Er ist der Jungbursche, der übermütig und verwegene in seinem Liebessehnen zu nachtschlafender Zeit des Mädchens Fenster stürmt, sachte an dessen Scheiben klopft und der züchtig wehrenden

heiße Liebeschwüre flüstert. Die junge Erde im Frühlings-
traum ist seine Liebste. Wie pocht er an ihre geschlossene Kammer,
die in Schnees- und Eisesfesseln geschlagene Flur, wie steht und
lockt er so sehnlich, wie haucht er sie an so warm, die schüchtern
öffnende und beschwört sie leis! — Der Föhn ist aber auch
helfende Liebe, er ist der helfende Geist, den jeder sinkt durch
Fenster und Türen einläßt, daß er ihm die Stube wärme, für
deren Heizung der lange Winter das Holz aufgezehrt, der helfende
Geist, der heimlich über Nacht die Wälder befreit von des Schnees
Bann und das Reisholz aufdeckt, das der sammelnden Hände
der Armen wartet, der helfende Geist, der im Nu den Frühling
daherzaubert, auf einmal wider alles Erwarten den heißersehnten
bringt allen Müdgewordenen, allen Kränkenden und Frösteln-
den, der über die kalten Bergreviere hin die warmen Windes-
fluten strömen läßt, daß sie niederschweben in Bächen und
Lanenen die tiefgründigen Schneemassen, die sonst auch der Sonne
nicht gewichen wären, und daß die Alpe, meine schöne Alpe dort
oben, auch noch einen Sommer, einen blühenden, luftigen Sommer
erlebt. — So bist du, Föhn, ein freundlicher Helfer ohne Gleichen,
und seitdem ich sah, wie du auch, so hart du oft äußerlich bist
und rauh, doch einen Sinn hast für das Kleine und Bedrückte,
wie du es suchst und ihm aufhilfst, warst du ganz mein Mann
und erobertest dir mein Herz. Ich vergeß' dir's nie, wie du dich
meines Schneeglöckchens im Garten angenommen hast. Es wollte
zum Licht zu mir und streckte und reckte sich vergebens nach oben,

schlug sich wund an der Eischolle, die fest und hart noch über ihm
lag. Da saßt du's und kauft und saugtest mit deinem heißen
Atem die Scholle weg und umhauchtest und kostest und streichel-
test das zarte Ding, und als die Sonne kam, da war's ganz
heil und munter und läutete mir fröhlich den Frühling ein.
— Ja, nun mag ich wirklich den Föhn wohl leiden, seitdem
ich ihn erfahren als den großartigen Schnee- und Eisbrecher im
Lenz, als den gewaltigen Skantor an der Felsenorgel unseres
Berges, und wenn er dabei auch der gefährliche, tolle Bursche
ist, der lechzt nach einem lodernen Feuerlein, so will ich ihn
das nicht so sehr in Nebel nehmen und dessen mich erinnern,
daß es ja auch mir selbst eigentlich eine Lust ist, ein erhaben
Schauspiel, so einen roten Feuerbrand zu sehen und daß so in
mir und jedem noch etwas steckt vom alten „grausamen“ Nero,
der sein Ergößen hatte am Brand von Rom. — Sollte mir
aber der Föhn doch einmal lästig werden, so tröst' ich mich:
Wochenlang treibt er sein Wesen nicht; solche Kraft, solches Un-
gestüm dauert nicht zu lange, hat sich bald ausgetobt. Zwei,
drei Tage und auch er, der gewaltige ist müde. Dann legt er
sich still, und ein milder Regen labt das ausgetrocknete Land;
aus der Ferne taucht wieder auf das traute, gleichmäßige Rauschen
der Felsenbächlein; unter seinem Vordach im Freien schmaucht
jetzt wieder mit Wohlbehagen der Bürger sein Pfeifchen und
lieblich sich kräuselnd steigt das Räuchlein auf, kerzengerade, kein
Windhauch stört's.

Aus „Daphne“.

Ein ewiges Heer Vertriebener . . .

Ein ewiges Heer Vertriebener und Verstoßener,
Enterbt, bevor sie nur das Licht geschaut,
So ziehn sie namenlos die staubige Straße,
Daran die goldgetriebenen Gitter prunken
Und üppiger Kelche Drang vor dürren Händen
Des Elends hüten.
Hunger, Durst und Pest,
Verruchte Brut der natterschwarzen Klüfte,
Peitscht dieser müden Seelen ewigen Zug,
Und seines Odems blutige Wolke rümt
In schwülen Nächten roten Tau und nährt
Die holden Blumen in den Königsgärten,
Wo stolze Frau'n und schlanke Knaben wandeln
Und sich zum seligen Liebesreihn der Jugend
Mit Rosen gürten.

* * *

Ein goldner Leuchter . . .

Ein goldner Leuchter schwankt in unsrer Hand,
Darüber zag ein blaßes Flämmlein zittert
Und jedem Atem weicht und halb gelöst
Die Stätte schener Sorge wieder sucht.
Damit durchwandern wir dies dunkle Leben
Und schauen nicht um eines Weges Breite,
Was vor uns liegt. Nur eines wissen wir.
Daß einmal eine Pforte vor uns dröhnt
Und schwere Flügel wirft und gieriger Atem
Aus ihrem schwarzen Schlund das Flämmlein fröst.

Von Finsternis zu Finsternis zu wandeln,
Ist unsrer armen Seelen Leid und Stärke,
Elend und Hoffnung, Täuschung, Trost- und Sehnsucht —
Und von den Borden, die wir ferne träumen,
Haucht uns kein leiser Nachhall an des Chores
Geliebter Geister, seliger Ueberwinder.

* * *

Die Mitternacht . . .

Die Mitternacht schwingt ihre goldene Ampel
Verträumten Auges über Grab und Gruft;
Die Toten flechten ihre zagen Hände
In unseren Reigen. So verhaltene Liebe,
Daß unser Leben zu dem heißen Herde
Der Sehnsucht ward, drängt sich auf jenen Weg,
Wo Zeit und Ewigkeit einander schweigend
Ins Auge schaun — Gesichte füllen
Mit weichem Glanz die feierstille Stunde.
Was aus verblästen, was zu neuen Formen
Uns grüßt und winkt, das alles schließt den Reihn,
Und eines ruht, umschwungen von dem anderen,
Und eines schwingt und läßt das andere ruhn;
Und alles lächelt, leuchtet dem Geliebten,
Und alles liebt und lacht des anderen Licht.

Viktor Hardung, St. Gallen.